Deutschland's Ostgrenze.

Kriegführen heißt Angreifen. Wer sein Heil hinter Wällen und Gräben sucht, dem fehlt die Empfindung der Kraft. Vor dreißig Jahren hat als junger Generalstabsmajor der Feldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz diesen Satz geprägt, als er das Volk in Waffen beschrieb. Fünfundzwanzig Jahre später lehrte er im Osten, sein gleich volksthümlicher Kriegskamerad Graf von Harseler an den Vogesen, als kommandirender General Tag für Tag die zwanzigtausend Mann und Reiter seines Armeekorps den Satz übungsmäßig in die That übertragen. Trotzdem starrt Metz von Erd- und Panzerwerken, und kein geringer Bruchtheil des Wehrbeitrages, den der vermögliche Deutsche seit einiger Zeit dem Reichsschatzamt einzuliefern hat, soll in neue Festungsanlagen gehen, die diesmal in der Hauptsache die Ostmark zu schützen bestimmt sind. Das klingt fast wie ein militärischer Widerspruch in sich selbst. Und ist es doch nicht. Denn vorbei sind die Zeiten, als ein reisiger Graf sein Schloß mit nur einer lebenden Brustwehr zu umgeben brauchte, dadurch recht eigentlich Goltz'sche Kriegskunstlehre vorausdenkend. Gerade das blutige Erfahrungsjahr, das mit dem Balkan und mit Adrianopel hinter uns liegt, hat die Wichtigkeit einer festungsverstärkten Vertheidigung von strategisch wichtigen Geländeabschnitten schlüssig dargethan. In dem weiten Sitzungssaal der Budgetkommission des Reichstages, der in den Siegesbildern Angelo Janks einen das heutige Geschlecht mahnenden Schmuck besitzt, ist das Beispiel der langen und heldenmüthigen Vertheidigung Adrianopels durch Schültei-Pascha aus berufenem Munde in allen seinen Einzelheiten den Reichsboten vorgeführt worden, um ihnen zu beweisen, wie nothwendig die neu angeforderten festen Plätze an unserer Ostgrenze sind. Genug ist von den Verhandlungen dort und später durch die Plenarsitzungen des Reichstages in die Oeffentlichkeit gedrungen, um zu wissen, daß künftighin die Weichsel mit Kulm und Graudenz für den Osten das werden soll, was der Rhein als innere Vertheidigungslinie gegen Westen mit den Forts von Mainz und Köln seit Langem schon war.

Längst nicht ist freilich die Weichsel in dem Sinne ein deutscher Strom wie der rebengrüne Rhein. Aus bietet die alte Vistula für Auge — und Kehle — nicht annähernd die gleiche Anziehungskraft, trotzdem sie, besonders in ihrem Lauf zwischen Kulm und Mewe, vereinzelt landschaftlich schöne Ufer und reizvolle Städtebilder aufzuweisen hat. Aber nicht nur der Weinfeind und trasse Prosaiker, der nach amerikanischem Muckervorbilde am liebsten den Rüdesheimer köstlichen Berg zum nahrhaften Kartoffelacker machen möchte, sieht in den brotfruchtbaren Niederungen der Weichsel mehr volkswirthschaftlich Greifbares als in der Gegend des goldenfündigen Mainz; jeder Deutsche, der überhaupt einmal die stille Herbheit der arbeitsamen Ostmark kennen lernte, muß zugleich die flußdurchschnittenen Ebenen des Kulmerlandes, von Pommeranien und Pommerellen lieben, jenes Westpreußen und Posen von heute, das germanischer Kulturboden geworden ist und das Niemand als wir je wieder haben soll!

Ueber 33,000 Quadratkilometer mißt das deutsche Stromgebiet der Weichsel, ihrer Nebenflüsse und Mündungen, die mit der Nogat und durch das Frische Haff das industriefleißige Elbing und die altpreußische Krönungsstadt Königsberg in diese große Abwehrlinie einbegreifen, an der früher schon sarmatischer Angriff zum Stehen kam und zerschellte. Wie ein mächtiger Wallgraben wälzt der breite Fluß seine lehmfarbene Fluth, von wo die Drewenz die Russengrenze bildet, an der hohen Bastion von Kulm vorbei bis nach Neufahrwasser und in die Ostsee hinauf. Als Wahrzeichen eines ruhmreichen Jahrhunderts winken die hohen Ordensburgen von Graudenz, Neuenburg, Marienwerder und Mewe, am Nogatarm die stolze Marienburg mit ihren rothen Thürmen und Backsteinmauern herüber aus dem Mittelalter zu der Zeit von heute, die, anders in der Ausführung, aber gleich sorgsam wie einst die deutschen Ritter, das weite fruchtbare Hinterland schützen will. In Preußisch-Stargard, in Marienwerder und in Graudenz mahnen die Regimentsbezeichnungen der dort in Garnison liegenden Jünger Santa Barbaras an die Tage Heinrichs von Plauen und seines Ordensstaates. Mit dem Gelde, das in beispiellos ertragreichen Jahren das neue Deutsche Reich erwarb, sollen jetzt viele moderne Marienburgen erstehen, eine schwimmendbewegliche Flankendeckung, schließt die neue deutsche Flotte in der Danziger Bucht und an der Kurischen Nehrung diese Weichselgrabenwehr im Norden ab. Sechs gewaltige eiserne Brücken, bei Thorn, Fordon, Graudenz, Dirschau, Marienburg und die im Jahre 1909 fertiggestellte neueste und längste, mit dem Zeichen des alten Ritterordens geschmückte Brücke bei Münsterwalde-Marienwerder, sind die Ausfallthore an die heran zahlreiche Schienenbahnen und der Wasserweg des Bromberger Kanals das schnelle Vordringen der lebendigen Wehr erlauben, die des Stromschutzes starre Panzerkasematten und tobte Wallerde erst zu wecken im Stande sind. Solche Kunstbauten wollen genau behütet sein, und so war die Lage der mehrfachen Festungsgürtel ohne Weiteres gegeben, die sich als große Brückenköpfe den festen Flußübergängen vorlagern.

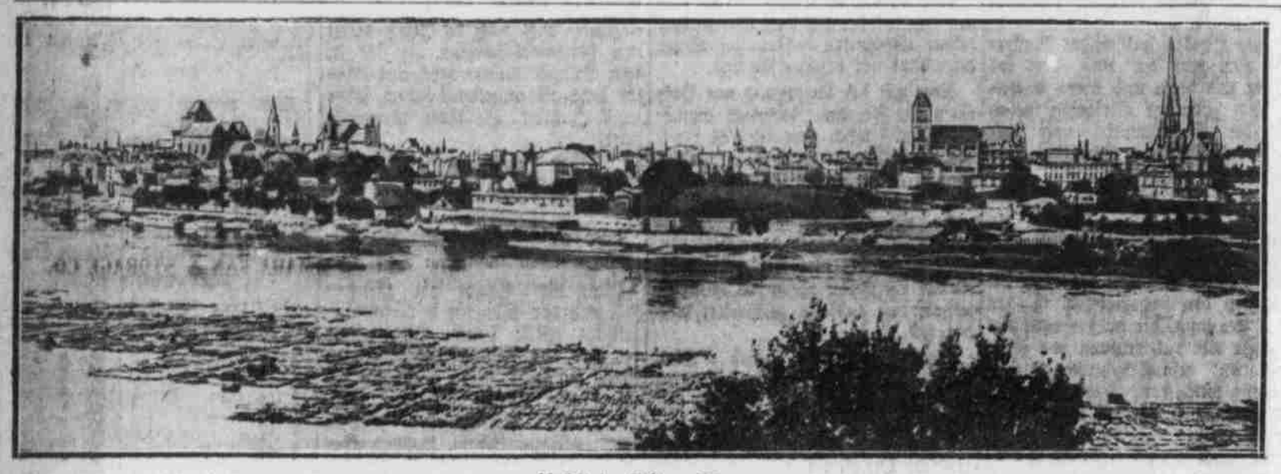
Sieht man jetzt die Weichsel-Front an, so muß der eben eingeweihte Haager Friedenspalast als ein arg nachgeborenes Kind erscheinen. Noch vor einem kurzen Menschenalter war Graudenz mit nur den schwachen Werken aus der Zeit des tapferen Courbière so gut wie eine offene Stadt. Auch Thorn und Danzig hätten damals einem modernen Bauban festungsbautechnisch längst nicht genügt. Seit aber der stille Kampf der Tripelentente gegen den Dreibund immer stärker in den Rüstungen der Großmächte zum Ausdruck kam, ist auch in stets steigendem Maße das Reißbrett des Ingenieuroffiziers und des Panzerbatterielonstrukteurs, sind Hacke und Spate des fortsbauenden Erdarbeiters in rastlose Bewegung gerathen. Wer den Frieden will, muß zum Kriege rüsten. Die Belegung der Städte und Städtchen des Weichselgebietes wurde dichter und dichter. Der bunte Rock ist schon lange Stammgast, nicht nur gelegentlicher Manöverbesucher, in Schwetz, Deutsch-Krone, in Bromberg und Kulm, in Preußisch-Stargard und Straßburg in Westpreußen. Graudenz und Thorn, wo früher nur einzelne Regimenter standen, gehören bereits zu den größten Garnisonen des Reiches und wachsen weiter an. Der Soldat hat aber auch — dieses Verdienst muß ihm selbst sein schärfster Gegner lassen — viel dazu beigetragen, die Ostmark im deutschen Sinne erschließen zu helfen. Die Berliner, Brandenburger und Westfalen, die dort einen beträchtlichen Theil des Truppenersatzes ausmachen, bilden längst einen sicheren, weil wirthschaftlichen Gegengewichtsfaktor gegen die polnischen nationalistischen Bestrebungen.

Die im vorigen Jahr gebildete Danziger Armeeinspektion, die aus dem I. (ostpreußischen), dem II. (pommerschen), dem XVII. (westpreußischen) und dem XX. (ermeländischen) Armeekorps unter dem Generalobersten von Prittwitz und Gaffron besteht, ist dem militärischen Sinne nach eine Art von Oberkommando der Weichsel-Linie.

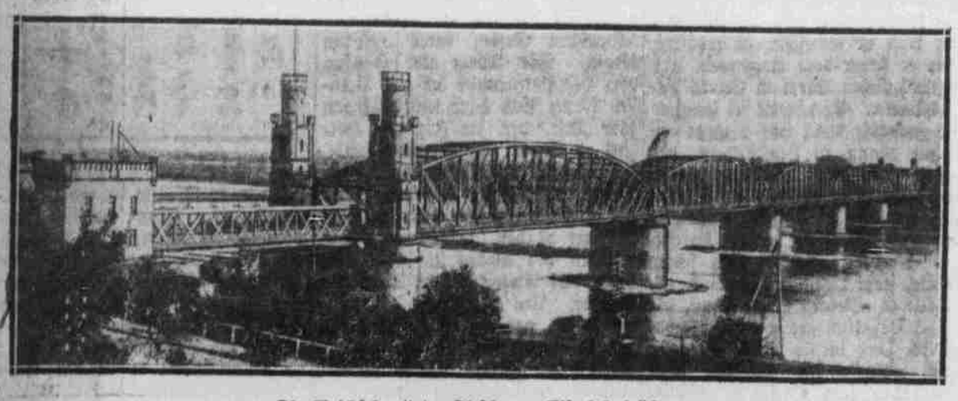
Wie der energische i-Grundstrich steht schon im Frieden die lange Front der Landtruppen zur schnellen Abwehr gegen jeden Angriff fertig aufmarschirt. Wie der kräftige i-Punkt darauf zeigt sich im Sommer die Flotte vor den Weichselmündungen, zwischen Hela und Brüsterort, und hat in der Danziger Werft den ihr im Kriege nothwendigen Erholungsstützpunkt. Von Thorn über Graudenz, von Weichselmünde über Königsberg bis nach Memel hinauf ist der deutsche Nordostschutz in guter Hut. Die Wacht an der Weichsel steht um nichts weniger fest und treu als die Wacht am Rhein!

Otto von Loßberg.

Blick auf Königsberg.



Ansicht der Festung Thorn.



Die Weichsel mit der Dirschauer Eisenbahnbrücke.

Königin Elisabeth von Rumänien.

Von der Königin Elisabeth von Rumänien — warum nicht von Carmen Sylva? Der erstere Name klingt deutschen Ohren ja fast fremd und ungewohnt, der letztere vertraut und einschmeichelnd. Oft genug ist uns Rumäniens Herrscherin als Dichterin geschildert worden, erwarben sich ihre Werke Heimathsrecht in zahllosen deutschen Familien, finden wir ihre poetischen Gaben in den meisten Anthologien, und ward uns von berufenen Federn liebevoll gezeichnet, welche Bedeutung diese deutschem Fürstengeschlecht entsprossene Dichterin auf fremden Throne für die geistigen deutschen Eroberungen in jenem fernen Donaureiche hat.

Darüber, fürchten wir, ist die Königin selbst als Gemahlin und als Mutter ihres Volkes zu kurz gekommen! Und doch verdient sie gerade in diesen Eigenschaften die vollste Würdigung von deutscher Seite, da sich auch hier bei ihr in hellstem Licht die edelsten deutschen Frauentugenden offenbaren, die ihr in ihrem zweiten Heimathlande die tiefste Liebe und Verehrung von vor arm und reich, von alt und jung früher und hingebender eingetragen haben, als der frischestgrünende, von goldenen Früchten durchwundene Lorbeerkranz der Poesie.

In der Prinzessin Elisabeth zu Wied hatte der damalige Fürst Karl, der heutige König, die richtige Lebensgefährtin gefunden, die er im Herbst 1869 als seine frohgewinnendem Lächeln erfüllt, wie durchweht von tiefster Innigkeit, etwas sonnig Verklärendes geht von ihr aus, und die Umgebung weiß, ohne daß eine Frage, ein Wort gewechselt zu werden braucht: „Ah, dem König geht es gut."

Nächst der Sorge um den Gemahl bilder Ausübung von Wohlthätigkeit und Kunst den Hauptinhalt des Lebens der königlichen Frau, die immer wieder und wieder nachsinnt, wo und wie sie den Leidenden helfen kann, die häufig die Nächte greifert, um Hunderte von Postkarten mit eigenen Sinnsprüchen zu bedecken, die für die Armen verkauft werden sollten, die sich gar nicht genug thun kann in der Aufopferung für andere, die ihres Schutzes, ihrer Hilfe bedürfen. Ein unendlich reicher Strom von Liebe, Güte, Hingebung fließt von Königin Elisabeth aus ihr ist ja nichts von Menschenleid erspart geblieben, sie hat Verständnis für alles, was ein Menschenherz erschüttert und betrübt, erhebt und bewegt, und sie weiß den lindernden Trost zu bieten, persönlich sowohl wie in ihren Dichtungen. Ihr Vertrauen ist ebenso unerschütterlich wie ihre Güte, die höchste Freude bereitet ihr, anderen Freude zu bereiten. „Ach, reich zu sein, muß sehr schön sein," meinte sie gelegentlich, „aber nur, um viele Thränen stillen zu können."

So schöne Erinnerungen ein Theil ihrer Jugend aufweist, so trübe der andere. In ihrer Mutter hatte sie von früh an ein glänzendes Beispiel, mit welcher Geduld man Schmerzen ertragen und die schwersten Prüfungen hinnehmen muß. Die Königin erzählte davon gelegentlich: „Meine Mutter war schön und krank und geistreich und heiter, und war dabei so furchtbar schwer geprüft. Das wußte man, obgleich sie nie davon sprach, aber natürlich war ihre Reife sehr groß durch all' das schwere Leid. Einmal hatte sich unser alter Arzt auf ihren Bettrand gesetzt und sie in die Arme genommen, weil sie so verzweifelt schluchzte, und sagte nur: „Weinen Sie, weinen Sie! Sie haben Grund zu weinen!" — Von dem allen sah man aber nichts, sondern nur ihr leuchtendes Lächeln, und vernahm den tiefen Klang ihrer Stimme, aber sie war diejenige, die immer den Ton der Heiterkeit und der Lebensfreude anschlug. Es sollte niemand ihretwegen traurig sein, wenn sie auch die ganze Nacht in wahnsinnigen Schmerzen und den halben Tag in Krämpfen gelegen hatte. Nichts sah man von dem allen.

Von ihrer Erziehung durch die Eltern berichtet die Königin: „Das Große, das ich lernte, es war, daß der Körper nebensächlich ist und keine Rolle zu spielen hat im Geistesleben. Ich sah meine beiden Eltern ihre schwächlichen Körper mit eiserner Willenskraft überwinden, mit immer gleicher Energie arbeiten, ob gesund oder krank, ganz einerlei. Die Arbeit mußte gethan werden, und wenn ich über ein Unbehagen klagte, so wurde es weiter nicht beachtet, meine Mutter sagte dann: „Das hat jedermann!" Und so lernte auch ich, auf den Körper nicht acht geben und ihn bezwingen. Ich denke, man kann Kindern keinen größeren Dienst leisten. Denn man weiß nicht, ob sie dazu bestimmt sind, gesund oder leidend zu sein; ich war, als Frau, die Hälfte meines Lebens leidend, aber, aus der Schule kommend, blieb das Leiden unbeachtet, und ich that meine Pflicht, ohne jemals meine Gesundheit als ein Hindernis in den Vordergrund zu schieben. Ich hatte immer gesehen, daß der Körper nicht zählt, daß er eine Nebensache ist und überwunden werden muß, bis zu dem seligen Augenblick, wo wir das elende Gehäuse, das die Seele eine Zeitlang bewohnt, verlassen und abschütteln dürfen. Das ist eine der schweren, irdischen Prüfungen, daß der Körper so ungenügend ist, und so oft ein schweres Hindernis bildet, aber man hat die größten Geister mit einem schwächlichen Körper fertig werden sehen. Ich lernte früh, die Kraft nicht in den Muskeln suchen, sondern im eisernen Willen!"

Und so faßte sie auch die Zukunft ihres Lebens auf, als sie dem Fürsten Karl ihr Jawort gegeben. Das ging aus dem ersten Briefe hervor, den sie als Verlobte an den Vater ihres Bräutigams, den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, gerichtet, ihn herzlich bittend, sie freundlich in den Kreis seiner Kinder aufzunehmen, damit sie den langentbehrten, theuren Vaternamen nun von neuem liebend nennen dürfe: „Die Größe der Aufgabe, die ich erfüllen soll, hat keine Schrecken für mich an der Seite eines so starken und muthvollen Mannes. Ich verlange ja nur, von ihm geleitet zu werden, denn ich glaube fest, so wie er sagt, so ist es gut! Die Schwierigkeit unserer Lage und die Abgeschlossenheit, die sie mit sich führt, wird uns nur um so fester aneinander ketten, und der Friede unseres Hauses soll allen äußeren Stürmen einen starken Damm entgegensetzen!" Und der Verlobte schrieb nach der Heimkehr aus dem Gottesdienste in Monrepos, bei welchem seine Braut die Orgel gespielt, in ihr Tagebuch: „Liebe wird durch Liebe vergolten. Komme Deinem Volke mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, womit Du mir entgegen kamst: dann wird nicht nur ein Herz in Treue für Dich schlagen, sondern Millionen Herzen werden sich mit dem einen vereinen. Ich aber werde mich glücklich preisen, denn Du gehörst nicht mir allein — ein ganzes Volk bekommt ein Anrecht an Dich, ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird Dir Liebe durch Liebe vergelten!" Diese vorausseehenden Worte des damaligen Fürsten erfüllten sich in schönster Weise, und durch die That konnte die Fürstin Elisabeth das Vertrauen des Volkes, das ihr so warm entgegengebracht worden, vergelten. Als der Fürst an einem der letzten Tage des Jahres 1878 aus dem blutigen russisch-türkischen Kriege, in dem er als Oberbefehlshaber der vereinigten russisch-rumänischen Armeen so Heldenhaftes vollbracht, nach Rumänien zurückkehrt war, und an der Seite seiner ihm entgegengeeilten Gemahlin seinen festlichen Einzug in Bukarest gehalten, da gedachte bei der feierlichen Begrüßung des Fürstenpaares im Parlament der Vertreter des letzteren, C. A. Rosetti, in seiner den Fürsten und dessen Thaten begeistert feiernden Ansprache auch der Fürstin, die der „süße Trost der Verwundeten" gewesen.

Mit letzteren Worten hatte der Kammerpräsident das Richtige getroffen, denn in all' den schweren Monden jener herben und gefahrerfüllten Zeit war die Fürstin unermüdlich thätig gewesen in der Sorge um die Verwundeten und in der Pflege der Kranken. Nicht mehr Fürstin, sondern nur barmherzige Schwester, von früh bis spät Hilfe bringend und Trost spendend, keine Ermüdung kennend, sie, die Schwache und Zarte, den Aerzten zur Seite stehend, wenn es sich um gefährliche Operationen handelte. In wärmster Anerkennung dieser aufopfernden Thätigkeit hatte der Vater des Fürsten seinem Sohne geschrieben: „Auch über Elisabeth herrscht nur eine Stimme dankbarster Anerkennung und Bewunderung des Heldensinnes, mit dem sie sich ihren schweren Pflichten hingegeben hat." Und ähnlich hob der deutsche Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, in einem Briefe an den Fürsten hervor: „Von der hingebenden Thätigkeit Elisabeths auf dem Gebiet der Krankenpflege hören wir stets zu unserer größten Freude, denn nichts kann einem mehr Anerkennung erwerben, als mit solchem Beispiel voranzugehen." Liebe zum Gemahl, Liebe zum Volk, Vertrauen auf die Vorsehung, der tiefe Drang, Gutes zu thun und Freude zu spenden, bilden den Inhalt des Lebens der Königin, und damit ist ja eng verbunden die Liebe zur Kunst und zur Poesie; auch damit will diese bewundernswerthe Frau bald einzelne, bald Tausende beglücken. Ein lichtes Bild gewährt diese deutsche Fürstin auf fremdem Throne, es ist unserer innigsten Verehrung werth.

Königin Elisabeth von Rumänien.

Eine Kriegserinnerung.

Der Korporal eines Freiwilligen-Regimentes zeichnete sich durch zwei Eigenschaften aus, erstens war er spindeldürr und zweitens war er im Feuer von einer unglaublichen Angst.

In der Schlacht bei Cold Harbor kam seine Kompagnie ins schärfste Feuer und der Korporal rannte wie verrückt hin und her.

„Was ist denn das für eine Art," schrie er, „uns hierher zu postiren, wo nicht die Spur von Deckung zu finden ist."

Einer der Soldaten stieß seinen Ladestock in die Erde und rief ihm höhnisch zu:

„Hier, Herr Korporal, die Deckung dürfte für Sie ausreichen."

Das „Fernfühlen" der Pflanzen.

Der Naturforscher S. Leonard Bastin veröffentlicht im „Scientific American" die Ergebnisse einer Reihe fesselnder Beobachtungen und Versuche, die neue Beweise bringen für die seltsame Fähigkeit der Pflanzen, ohne Augen, ohne Geruchs- und Gehörsorgane die Anwesenheit bestimmter Gegenstände wahrzunehmen oder zu fühlen und ihr Verhalten danach einzurichten. Es handelt sich gleichsam um ein „Fernfühlen", um die Fähigkeit, Gegenstände zu spüren, mit denen die Pflanzen nicht in unmittelbare Berührung gekommen sind. Es ist z. B. bekannt, daß eine fleischfressende Pflanze, der Sonnentau, Fliegen fängt; die Blätter dieser Pflanze sind mit sehr empfindlichen Fangarmen ausgerüstet, die die Beute umschlingen. „Allein das Blatt des Sonnentaus", so führt Bastin aus, „zeigt noch ein anderes überraschendes Merkmal. Wenn man in einer Entfernung von mehr als einem Zentimeter vor jedem Blatte eine Fliege befestigt, so sieht man, daß die Blätter sich wahrnehmbar der Beute zuneigen; bald haben die Fangarme die unglückliche Fliege erreicht und beginnen das Opfer zu umschlingen. Mit jedem Augenblick wird das Schicksal der Fliege gewisser, ein paar müde Zuckungen noch, und sie ist tot." Hier liegt also der Fall vor, daß die Pflanze nicht eine Beute festhält, die zufällig in ihr Bereich gekommen ist, sondern sie nähert sich ihrem Opfer, verfolgt es und packt es, sie geht regelrecht auf die Jagd.

„Manche Pflanzen sind höchst skrupellos", sagt der Gelehrte weiter; „außerstande, sich selbst zu ernähren, machen sie Jagd auf ihre schwer arbeitenden Genossen. Das thut beispielsweise die Flachsseide, eine der schlimmsten Parasiten, die, von den ersten Wochen ihres Daseins abgesehen, weder Wurzel noch Blätter hat und sich als Blutsauger von anderen Pflanzen ernährt. Die Flachsseide keimt im Boden und strebt in einem seltsamen fadenartigen Wachsthum empor. Nun kommt für die junge Flachsseide alles darauf an, bei Zeiten eine geeignete Gastpflanze zu packen, wobei sie im Grase und über das Gras hinwächst, auf der Suche nach einem Opfer. Kommt die Flachsseide dabei in die Nähe eines Gastes, etwa einer Kleepflanze, so wächst sie plötzlich mit gesteigerter Schnelligkeit weiter, bis sie das Opfer erreicht hat. Nun vermehren sich die Fäden tausendfach und erzeugen unzählige Sauger, die der Gastpflanze den Lebenssaft entziehen."

Als einen weiteren Beweis für das „Fernfühlen" theilt der Forscher eine Beobachtung der Erbse mit. Neben der jungen Pflanze wurde in einer Entfernung von etwa fünf Zentimetern ein Stock befestigt. Binnen weniger Stunden geschah etwas Ueberraschendes. Die junge Ranke, die bisher zwischen zwei Blättern emporschoß, nahm eine wagerechte Haltung an. Das wäre an sich nur eine bekannte Wachsthumerscheinung: aber die Ranke nahm geradenwegs die Richtung auf den Stock. Schließlich lehnte sich der ganze obere Theil der Pflanze zu dem Stock hinüber, indes die Ranke sich emsig festzuklammern begann. „Man kann sich schwer der Vorstellung erwehren," schreibt Bastin, „daß die Ranke — wenn das Wort gestattet ist — wußte, daß die Stütze in erreichbarer Nähe war." Ein anderes Beispiel: Auf einem Eisendach, das an einer Stelle durch Rost schadhaft geworden ist, siedelt sich ein Kaktus an. Er strebt dem vom Rost gefressenen Loch zu. In dem Augenblick, da es erreicht ist, beginnt eine erstaunlich starke Wurzelentwicklung, und die Wurzelfasern werden drei Meter tief durch die Luft in gerader Richtung zum Boden hinabgeschickt.

Eine vorgeschichtliche Höhlenwohnung.

Eine alte Höhlenwohnung am Fuß der Kalksteinklippen von Gower an der Küste des Bristol-Kanals entdeckt, hat durch Prof. Sollas, einen hervorragenden Kenner der Urgeschichte, eine gründliche Durchforschung erfahren. Es ist dadurch festgestellt worden, daß die von der Jagd lebenden Menschen, die in dieser Höhle ihren regelmäßigen Schutz fanden, einer Rasse angehört haben, die während der Epoche des sogenannten Aurignacien den größeren Theil von Europa bewohnten. Diese Leute hatten ein bereits ziemlich hoch entwickeltes Gehirn, soweit man aus der Form des Schädels und seinem inneren Raum schließen kann. Sie besaßen auch schon einige künstlerische Neigungen und Fähigkeiten, die aber nur in der Verfertigung von rohen Schmuckstücken zum Ausdruck gekommen ist. Diese dienten ohne Zweifel auch als Zauberwittel, da magische Zeremonien insbesondere mit Rücksicht auf die Todten eine große Rolle im Leben dieser Urmenschen spielten. Es ist überhaupt auffällig, daß sie eine verhältnismäßig große Achtung vor ihren Todten hatten, während man von den ältesten Menschen sonst wohl annehmen muß, daß sie ihre Verstorbenen hauptsächlich als Nahrungsmittel betrachteten und auch ihre Knochen nicht verschonten.

Daraus erklärt sich am besten die Seltenheit von Menschenresten aus diesen ältesten Epochen. Zeichnungen auf Stein oder Elfenbein, wie sie manche Zeitgenossen dieser Höhlenbewohner in anderen Gegenden Europas zu ihrem künstlerischen Vergnügen auszuführen verstanden, sind an diesem Platz zum wenigsten nicht erhalten geblieben, dagegen sind in einer benachbarten Höhle rothe Streifen an den Wänden nachgewiesen worden als die einzigen Versuche einer Wandmalerei, die von dieser alten Rasse bisher aufgefunden worden sind. In England und in Wales ist die Entwicklung und Aufeinanderfolge der menschlichen Bewohner noch lange nicht so geklärt wie in Frankreich, das freilich namentlich in seiner südlichen Hälfte das klassische Land für das Studium des vorgeschichtlichen Menschen geworden ist. In Wales ist es bisher nicht gelungen, die Vorläufer oder Nachkommen jener Höhlen-Bewohner in deutlichen Ueberbleibseln nachzuweisen.

— Tausende von Briefen haben nur den Werth ihrer Freimarke.